

Aus dem Leben eines Musikkritikers

Kolumne Nr. 10: Big P., Tenorissimo

Mitunter können sogar (klassische) Musikkritiker den Volkszorn erregen. Frei nach der Regel: für lobende Rezensionen gibt es kaum je Zuschriften, bei Meckereien und Verrissen dagegen greifen die Empörten kräftig in die Wortleier. An solches Auf und Ab der Reaktionen gewöhnt man sich. Doch gab es einen Fall, wo die üblichen Grenzen gesprengt wurden und die allgemeine Empörung überschwappte. Das war im Frühjahr 1994 beim Auftritt von Luciano Pavarotti mit einem Arienrezital im Zürcher Hallenstadion. Weit über zweihundert Briefe, alle natürlich negativ bis bösartig für den Schreiber, trafen auf der Redaktion ein; ein Teil davon wurde veröffentlicht und ich war ein berühmter Mann. Was allerdings verdächtig war: viele Proteste glichen sich wie ein Ei dem andern. Da war unverkennbar eine konzertierte Aktion im Gange. Mit kleinen Variationen, versteht sich, aber einige verrieten sich durch den sinnigen Zusatz „Wir vom Pavarotti-Fanclub sind empört!“

Was war passiert? Luciano Pavarotti, von Beruf Tenorissimo und von seinen Anhängern liebevoll Big P. genannt, trat in diesem Zeitpunkt kaum mehr auf der Bühne auf, sondern nur noch auf Sportplätzen und in Arenen. Klar, das brachte für den Superstar mehr Gewinn. In diesem Moment hatte ich Pavarottis erstaunliche Entwicklung schon mehr als ein Vierteljahrhundert lang verfolgt. Ich beklagte, dass nicht nur seine Figur, sondern auch seine Stimme aus den Fugen geraten sei und schwerer, das heisst fetter geworden sei. Aus einem betörenden lyrischen Tenor war ein schmetternder Schönsänger geworden, dessen Stimme zwar immer noch eine beträchtliche Portion Verführung enthielt – kaum zufällig wurde er ja als „singendes Erotikon“ tituliert – aber in manchem allzu starr und stentorhaft klang. Wer so etwas zu beklagen wagte, galt in einschlägigen Kreisen als Nestbeschmutzer. Denn Big P. war unantastbar. Folglich ist der Kritiker kein Kenner, sondern ein Ketzer.

Dazu kam noch etwas anderes. Die Hallenstadion-Veranstaltung fand an einem Freitagabend statt. Wir aber wollten die Kritik nicht erst am Montag erscheinen lassen, sondern bereits am Samstag. Dazu brauchte es einige Tricks, denn die Abgabezeit für den Artikel liess sich nicht beliebig hinausschieben. Ich verliess also das Konzert nach dem offiziellen Teil, skizzierte im Tram meine Besprechung und hämmerte auf der Redaktion den Text in den Computer. Meine Frau blieb im Hallenstadion und teilte mir per Handy die Reaktionen des Publikums sowie das Drum und Dran bei den Encores mit. Das gab ich in meinem Artikel offen zu und bot damit den Gegnern eine willkommene Angriffsfläche. Darin waren sich die Mitglieder des Pavarotti-Fanclubs nämlich einig: das Wichtigste bei solch einer Veranstaltung sind die Zugaben – und die hat der Kritiker nicht gehört. Kurzum, er hat das Ritual um den Gottgleichen nicht verstanden. Er wird aus der Gemeinschaft der Eingeweihten ausgestossen.

Mario Gerteis